

Der Glückspennig.

Erzählung von Fr. Oskar Kühne.

Man hatte im Club soeben das Spiel beendet. Jetzt sahen die Herren noch zwoelf in dem Raucherzimmer.

Der Senior des Clubs, der Konful Westerhagen, lehnte sich sinnend in seinen Sessel zurück.

„Herr Konful,“ redete ihn ein Herr in mittleren Jahren an, „Ihr Glück im Spiel ist staunenerregend! Haben Sie eigentlich ein System, nach dem Sie spielen?“

„Ein System, nach dem ich spiele?“ Klang es gelehrt. „Das wohl nicht. Nach einem bestimmten Grundsatz spiele ich aber allerdings.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

„Nun — ah!“ Die Enttäuschung war deutlich aus dem Rufen zu hören. „Das heißt — mir hilft noch etwas mit.“

„Hört! Hört!“ „Ich besitze ein Amulett, das ich Tag und Nacht bei mir trage. Dieses Glückspennig verleiht mir nicht nur mein Spielglück, sondern auch all mein Lebensglück.“

des elektrischen Lichtes zwei Goldstücke. Der Glanz des Goldes beraubte mich aller Vernunft. Eynisch sprach ich zu mir: „Wohlan! Dem Glück die Hand geboten! Und morgen in der Frühe rechnest du ab — so oder so!“

Wenige Minuten später befand ich mich wieder im Clublokal und schritt zum Spieltisch.

In Reihen zu vier umstanden die Zuschauer die grüne Tafel. Ich mußte eine Zeit warten, bis ich in die dorrere Reihe einrücken konnte.

Der ungarische Graf hielt wie üblich die Bank und gewann wie üblich mit staunenswerthem Glücke. Ein Griff in die Tasche — und zwei Zwanzigmärkstücke, der Inhalt des Damengelbäckchens, flogen auf den grünen Tisch.

„Erste Karte,“ würgte ich hervor. „Bekümmert dich der Graf ab. Ich schloß die Augen, denn ich mocht nicht mit ansehen, wie das fremde Gold, das ich gesetzt, zu dem großen Haufen des Bankhalters wanderte.“

„Nehmen Sie doch!“ hörte ich den Herrn neben mir unwirsch rufen. Als ich aufblickte, lagen achtzig Mark an Stelle der vierzig Mark, die ich gesetzt. Der Schlag war also gegliedert. Mit bebender Hand nahm ich die vierzig Mark zurück und ließ sie in die Westentasche gleiten.

„Jetzt bist du kein Dieb mehr!“ dachte ich. „Denn diese vierzig Mark wirst du nicht anrühren, mag kommen, was will! Diese vierzig Mark wirst du mit dem Geldbäckchen auf die Polizei tragen.“

Die gewonnenen vierzig Mark blieben auf dem Spieltisch liegen. Mit mir selbst fremder Stimme sprach ich: „Es steht weiter.“

„Wohl.“ Die Karten fielen. Der Ungar schob mir wieder achtzig Mark hin. „Es steht. Erste Karte.“

„Wohl.“ Meine Augen wollten die Kartenreihen durchbohren. Meine Blicke verfangen das erscheinende Bild. — Ich hatte gewonnen. 160 Mark fielen mir zu.

„Nun?“ fragte der Bankhalter, als ich keine Miene machte, das Geld einzustreichen. „Es steht. Erste Karte.“

„Wohl.“ Abermals fielen die Karten. Ich hatte wieder gewonnen. 320 Mark schob man mir hin.

„Es steht! Erste Karte!“ leuchte ich. In der nächsten Minute waren 640 Mark mein.

Man wurde aufmerksam. Auch der Ungar sah mich schärfer ins Auge. „Es steht! Erste Karte!“

„Wohl.“ Eine Bewegung ging durch die Gesellschaft. „Ah! Der hat Schneid!“

„Wohl.“ Als ob es ihm große Anstrengung verursachte, wendete der Ungar die Karten. 2560 Mark gehörten mir.

„Wohl.“ Noch war die Summe nicht ganz ausgezahlt, als ich schon rief: „Es steht! Erste Karte!“

„Wohl.“ Die Gesellschaft um den Tisch geriet in immer lebhaftere Bewegung, denn der Schlag war gleich wieder zu meinen Gunsten entschieden.

„5120 Mark!“ scharrte der Ungar. „Es steht! Erste Karte.“

„Wohl.“ Der Ungar zog ab. Ein leiser Fluch entschlüpfte ihm. Seine überlange, schneeweiße Hand bebte, als er mir 10,240 auszahlte.

„Es steht! Erste Karte.“ Der Ungar sprang vom Stuhle. Seine Augen sprühten Funken, als er erwiderte: „Der letzte Satz, den ich annehme.“

„Gut.“ Dann gestatten Sie wohl, daß ich Ihren Platz einnehme.“ Dieser Ton reizte den Siegesgewohnten. „Noch sind die Karten nicht gefallen, mein Herr!“

„Bitte.“ Herzlos mißte der Ungar, ließ umständlich abheben und bedeckte nun auf. Mit einem wilden Fluch warf er die Karten auf den Tisch.

„Hier! 20,480 Mark.“ „Es steht! Erste Karte!“

„Wohl.“ Geistesabwesend sah der abgehärtete Spieler mich an. „Es — steht!“

„Wohl.“ „Sie ist ungläubig über seine Lippen. Lang schüttelte er den Kopf, als könnte er einen solchen Wahnsinn nicht fassen.“

„Wohl.“ Die Gesellschaft drängte sich an mich heran. „Lassen Sie ab! Ruhen Sie nur eine Viertelstunde!“

„Wohl.“ Ohne Klang in der Stimme antwortete ich: „Es steht.“

zum Pfeifen. Ob mich das Spiel dort überhaupt etwas anging? fragte ich mich. Was hatte ich denn eingelegt? Nichts! Wirklich nichts! Die vierzig Mark des Geldbäckchens befanden sich ja in meiner Westentasche! Lächerlich, sich wegen nichts aufzuregen! Den gespitzten Lippen entdrangen jetzt wirklich Töne, die im nächsten Augenblick ein furchtbarer Tumult verdrängten.

Der Ungar sprang von seinem Stuhl auf. Was bedeutete dieser Lärm? Hatte er oder ich gewonnen? Ich konnte es wirklich nicht sagen.

„Jählen Sie!“ schrie der Ungar. „Stimmt's?“

„Es stimmt,“ entgegnete ich, obgleich ich den Banknotenhaufen, der sich vor mir türmte, nicht angerührt hatte. Heiter fuhr ich fort: „Und nun darf ich wohl Ihren Platz einnehmen?“

„Schon war der Ungar zum Zimmer hinaus.“ Ich übernahm die Bank. Man wagte aber keine allzugroßen Einsätze, da mein Glück fortgesetzt ein fabelhaftes blieb. Nach einer Stunde mußte ich die Bank wegen zu geringer Beteiligung aufheben.

Als ich dann auf die Straße trat, um in eine herbeigerufene Droschke zu schlüpfen, sah ich den jungen Tag in die Augen.

Am späten Nachmittag erst erwaachte ich und fand mich angekleidet auf meinem Lager liegen. Die Ereignisse der Nacht stiegen vor meinen Geist auf.

Ich sprang in die Höhe und wendete die Taschen um. Etwa 45,000 Mark zählte ich zusammen. Gegen 25,000 Mark hatte ich Schulden, folglich nannte ich ein kleines Vermögen von 20,000 Mark mein Eigenthum.

Und noch etwas lag vor mir. Ein zierliches Damengelbäckchen. Die Hand fuhr mir nach dem Herzen, denn dieses fing ungestüm zu klopfen an. Ich fühlte die Augen der Dame wie getrieben auf mich zu ruhen. Vorwurfsvoll? Nein! Kinderaugen voll Fragen und voll Schreie.

Ich besichtigte das Innere des Täschchens. Vorn, im ersten Fach, fand ich einen blanten Glückspennig, die anderen Fächer waren leer. Ich hatte ihnen ja jene vierzig Mark entnommen, mit denen ich gespielt.

Wie sollte ich die Dame ausfindig machen, um ihr ihr Eigenthum wieder zutomen zu lassen? Auf die Polizei den Hund tragen? Das war mir unsympathisch. Uebrigens hätte ich dann wohl auch niemals die Dame wiedergesehen. Und wie sehnte ich mich danach, sie wiederzusehen, meinen Schützengel, der mich dem Verderben entrieffen!

Ich grübelte und grübelte. Punkt für Punkt rief ich mir die Begegnung in's Gedächtniß zurück. Was hatte doch der ihr entgegenkommende Herr gesagt? Er hatte davon gesprochen, daß die Stunde heute sehr früh aus gewesen sei. Was für eine Stunde? Doch wahrscheinlich Tanzstunde? Dann waren es gewiß Schwester und Bruder gewesen!

Ich empfand Erleichterung bei diesen Gedanken. Ja, es mußte so sein! Der Bruder hatte die Schwester aus der Tanzstunde abholen wollen, hatte sich aber etwas verspätet. — Dann würde er sie wohl auch fernerhin abholen, kombinirt ich weiter, und wohl auch zu derselben Zeit. Wann war es nur gewesen? So gegen elf Uhr Abends. Nun hieß es Abend für Abend an der Ecke der Wilhelmstraße Postlo fassen und dem Zufall sein Glück anheimstellen.

Bereits um zehn Uhr stand ich dort, Viertelstunde um Viertelstunde trugen die Glocken über das Häusermeer. Um Mitternacht schlief ich unverrichteter Sache betäubt nach Hause.

In der nächsten Nacht wiederholte sich daselbe. In der dritten Nacht wollte ich fast verzweifeln. Wieder vergebens! Trauer im Herzen lief ich die Linden hinauf und tam an das Clublokal. Ein Dämon wollte mich hineinziehen. Ich umspannte das bereit gehaltenes Geldbäckchen fester mit der Rechten. Das gab mir Kraft. „Niemand wieder!“ schwor ich mir zu. „Erst wirst du der Dame ihr Eigenthum zustellen, und dann wirst du ein neues Leben beginnen, ein Leben voll harter Arbeit, ein Leben mit festem Ziel im Auge!“

Dabei wurde mir ganz leicht und froh zu Muth.

Am vierten Abend bezog ich abermals meinen Posten. Im Gegensaß zu den vorangegangenen war ich hoffnungsvoll gestimmt. Ich sollte auch nicht enttäuscht werden. Kurz vor elf Uhr tam ein Pärchen die Linden herunter und bog in die Wilhelmstraße ein. Eine Kapuze hatte die Dame über den Kopf, gerade wie die Verkäuferin, und — jetzt kam sie in den Schein der Straßenlaterne, bei der ich stand. — Diese Augen! Sie war es!

Ich war über das Wiedersehen so erfreut, daß ich einfach dem Paare den Weg vertrat, den Hut zog und bot, einen Augenblick zu verweilen.

Der Begleiter der Dame stuzte. In seinem Gesichte las ich: Dem mußst du schon einmal begegnet sein! Aber wo? „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften,“ hub ich an, „daß ich Sie in dieser Weise ansehe. Es geschieht aber in der besten Absicht. — Mein Fräulein,“ wendete ich mich gegen die Dame, „haben Sie neulich Abends nicht etwas verloren?“

„Doch, mein Geldbäckchen! Mit meinem ganzen Ersparnis! Und auch mein Glückspennig war darin.“ „Dadon hast du ja noch gar nichts erzählt, Alwine?“ warf der Begleiter ein.

„Ich bin der glückliche Finder, mein Fräulein, und gestalte mir hiermit, den Hund abzuliefern.“ Lebhaft griff Fräulein Alwine nach ihrem Täschchen und flüsterte tief erröthend: „Ich danke Ihnen herzlich!“

„Ich hätte es schon neulich Abends abgegeben, mein Fräulein, Ihr Herr Begleiter hinterhe mir jedoch daran.“ Der Herr wurde sehr verlegen. „Bitte viele Male um Verzeihung,“ sprach er. „Wenn ich das hätte ahnen können —“

„Hat gar nichts zu sagen Gar nichts!“

„Was soll ich Ihnen nun noch weiter erzählen, meine Herren. Ich begleite die Herrschaften — es waren hauptsächlich Schwester und Bruder — bis zu ihrem Heim, das in der Nähe des meinigen sich befand. Wir nannten unsere Namen und versprachen uns wiederzusehen.“

Eine Tanzstunde war es in der That gewesen, von der Fräulein Alwine kam. Man studirt Menuetts ein, die zur Verherrlichung eines Wohlthätigkeitsfestes dienen sollten.

Zu dieser Feier bekam ich eine Einladung. Während drinnen im Saal nach unterschiedlichen Vorführungen eine Walzermelodie zum Tanze lodte, beiseite ich draußen im Garten Fräulein Alwine mein Verzeihen. Sie weinte.

„Können Sie mir nicht verzeihen, Fräulein Alwine?“ bat ich. „Sehen Sie, erst mußte die dunkle Stunde meines Lebens offenbar vor Ihnen liegen, ehe ich wagte, vor Sie hinzutreten, um zu fragen: Alwine, haben Sie mich lieb?“

„Zimmer noch antwortete Alwine nicht. Mein Herz wollte mir brechen. Heiß fragte ich nochmals: Können Sie mir nicht verzeihen, Fräulein Alwine?“

„Verzeihen?“ stieß es da über die Lippen des schönen Mädchens. „Was soll ich verzeihen, wo nichts zu verzeihen ist!“

Meine Herren, ein Menschenalter fast habe ich über diese dunkle Stunde in meinem Leben stillschweigend bewacht. Und ich frage Sie jetzt, wie ich damals meine liebe Braut fragte: Rann man mir verzeihen?“

„Verzeihen?“ rief es wie aus einem Munde. Und ein dem Konful nahestehender älterer Herr verbeugte sich und sprach: „Mit der Frau Konful, dem einfältigen lieben Fräulein Alwine, mit dem Sie uns in solch herzlicher Weise bekannt gemacht, antworten wir: Was sollen wir verzeihen, wo nichts zu verzeihen ist!“

„Ich danke Ihnen, meine Herren. Ich danke Ihnen. — Und jetzt, denke ich, gehen wir nach Hause.“

Natürliche Wetterpropheten. Von jeder haben sich unter uns die Wetterpropheten, vom Lauffrosch angefangen bis zur modernen Ballettuse im chemisch präparierten Muffelkleid, vom alten Klinkerfuß, aus dem der Volkswitz bald genug einen Flunkerfies machte, bis zu Halb, dem verstorbenen Wetterapostel, des höchsten Ansehens erfreut. Und das ist schließlich nicht so verurtheilend; denn das Wetter bildet nun einmal nicht nur das beliebteste gesellschaftliche Gesprächsthema, sondern vom Wetter ist auch nebenher ganz eigentlich der Menschheit ganzes Wohl und Wehe abhängig. So war man denn allzeit darauf bedacht, einen Wetterpropheten zu besitzen, selbst auf die Gefahr hin, daß er wie die meisten immer erst hinterdrein vorausagenden anderen Propheten der Dichter trag, und Spötter sich schließlich in Wüthereien ergingen wie: „Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist“ — trotz aller verneigter Landpartien und Picnics traut man am Ende seinem „Propheten“ doch wieder. Und in der That: fast an jedem der natürlichen Wetterpropheten ist „etwas dran“, und sie sind nicht so ohne weiteres in den schmeichlichsten Ruf gekommen, mehr zu wissen als andere und besonders die superflugen Menschen. Ja selbst der Mensch trägt an seinem Körper eine Anzahl von Wetterpropheten herum, wir brauchen ja bloß an die — parodon — Hüneraugen zu denken, jene Hornhautschichten, die weder etwas mit dem Huhn noch mit dem Auge zu thun haben und ein Produkt der Eitelkeit und des Schüchterns sind. Sie reagieren auf Feuchtigkeit und drücken also, wenn es Regen geben wird. Noch bessere Wetterpropheten sind Asthmaiter, überhaupt Lungenkranke. Die tranthafte Veränderung im Bau ihrer Lunge macht sie empfindlich gegen Anänderungen des atmosphärischen Drucks, wie sie jedem Witterungswechsel voranzugehen pflegen. Die besondere Beschaffenheit der Athmungsorgane ist es denn auch, die Vögel und Insekten, die wahren Luftthiere, zu Wetterpropheten macht. Beide Thierformen stimmen bei aller sonstigen Verschiedenheit darin überein, daß ihr Körper luftthätig, von Luft durchzogen ist. Von der Lunge des Vogels gehen seine Säckchen in fast alle andern Organe des Vogelförpers über, zwischen

Eingeweide und Muskeln und besonders in die Knochen. Bei den Insekten nehmen die sogenannten „Tracheen“, die Lufttröhren, an den Seiten der Körperlinge als feine Oeffnungen — bei vielen glatten Rauben oft von einem bunten Hauf umgeben — ihren Anfang, verzweigen sich feiner und feiner und durchziehen schließlich gleich unseren Blutgefäßen den ganzen Körper. So sind denn Vögel und Insekten gleichsam lebendige Wetterhäuschen oder richtiger Barometer: die Luft in ihrem Körper innen wird unter demselben Druck stehen wie die Luft, die die Thiere umgiebt. Da erklärt sich z. B. auch bei den Vögeln der merkwürdige Umstand, daß sie oft zum selben Tage ihren Zug nach dem Süden antreten alle die Jahre hindurch. Die atmosphärischen Vorgänge in höheren Luftschichten sind, wie wir längst wissen, an ganz bestimmte Tage gebunden; der Vogel fühlt sie in seinem Körper voraus, lange bevor wir Menschen sie mit unseren stumpferen Empfinden wahrnehmen. Leute, die wie Schäfer, Jäger, Seemänner und Bauern, die ewig im Freien leben und, da die natürlichen Vorgänge für sie ganz besonderes Interesse haben, ihre Aufmerksamkeit auch den scheinbar kleinlichen Veränderungen zuwenden, der Ursache und der Wirkung nachspüren, sind es nun, die unsere Wetterpropheten auf den Thron erheben und wieder vom Thron stürzen. Freilich dürfen sie dabei nicht so zu Werke gehen wie jener Schäfer, der stets das Gegenheil von den Klinkerfußschen Wetterpropheten vorherkagt und damit freilich immer — Recht behält. Da wächst auf unseren Wiesen und Feldern ein naher Verwandter unserer großblumigen Geranien auf dem Fenslerbett: der Reihers- oder Storchschnabel. Seine Fruchtgrannen, kleine Knötchen mit langen Griffelstielen, sind „hydrotopisch“ wie die Darmseiten der Räge in den bekannten Wetterhäuschen. Wenn sich der Griffel zusammenrollt, steht schlechtes Wetter vor der Thür und umgekehrt. Bei unseren Großvätern stand solche Pflanzenuhr in hohem Ansehen und noch heute ist das Pflanzengnomometer, die Reihersschnabellwetteruhr, bei vielen großen Gärtnerweihen zu haben. Dieser natürliche Prophet aus dem Pflanzenreich steht ziemlich einzig da; der Wetterprophet unter den Thieren sind weit mehr. Hier giebt es zunächst, wenn man so sagen darf, direkte und indirekte. Wenn beispielsweise die Schwalben tief fliegen und die Fische zahlreich aus dem Wasser schnellen, so sagt das Volk und nicht ohne Berechtigung, es gäbe Regen. Aber das Verhalten der Schwalben und Fische ist nur dem Verhalten ihrer Beute, der Zusetzen, angepaßt. Diese sind die eigentlichen Wetterpropheten in unserer Halle; sie fliegen bei schwüler Luft tief. Wir wollen nun in bunter Reihe hier von allerlei thierischen Wetterpropheten erzählen und uns dann mit einigen, besonders vertrauenswürdigem etwas näher befassen. Wenn die Fledermäuse Abends zeitig fliegen, giebt's gutes Wetter; kommen sie spät und nur vereinzelt aus ihren Verstecken hervor, ist der nächste Tag regnerisch. Wenn die Schafherde auf der Weide in Sprünge auseinanderläuft und wieder zusammendrängt, steht Gewitter bevor; suchen die Thiere des Abends die höchsten Weidplätze auf und tummeln sich munter, bleibt gutes Wetter. Regen giebt's nach dem Volksglauben — und dieser Glaube stützt sich, wie betont, auf eine große Reihe von Beobachtungen — wenn der Hund Gras frisst, wenn die Kinder den Ohren streichen, wenn die Rinder den Boden beschmuppeln, brüllen und sich bedecken, wenn Widder sich eifriger bogen als sonst, wenn die Ziegen gierig freffen, wenn Gullen, Raben, Dohlen, Eisternen, Vireo und Finken schreien — der Hint hat davon gar keinen Namen „Schmuffint“ erhalten — wenn Krähen und Wildenten und Staare in dichten Schaaren fliegen u. s. f. Fast ein untrügliches Zeichen bevorstehenden Regens ist es, wenn die Vögel ihre Federn ordnen und puzen. Diese Erscheinung ist einmal die Folge davon, daß bei drohender Kälte die Milben, die ja jeder freilebende Vogel zu Tausenden besitzt, unruhig werden und hin- und herlaufen, und andernfalls lücht der Vogel auch, wie Marshall launig sagt, seinen „Waterproof“ anzulegen, indem er die Federn mit dem Del der Würzelbrüsten einsetzt. Der Quechlinburger Superintendent Göze, einer der besten Vogelkenner des achtzehnten Jahrhunderts, besah eine zahme Dohle, die auf solche Weise bevorstehenden Regen so untrüglich ankündigte, daß die Hausfrauen der Nachbarschaft darnach ihre Wäsche einrichteten.

Schon im Alterthum wußte man, daß bei drohender Feuchtigkeit die Bienen sich nicht weit vom Stock entfernen, und daß die Ameisen sich eilen, die zum Sonnen aus dem Bau getragenen Puppen (Ameisenere) wieder zurückzuschaffen, wenn Regen bevorsteht. Wenn die Fliegen „stehen“, giebt's Regen. Ein Gewitterprophet ist der im Aquarium oft gehaltene Schlammpeitzger; er wüthet bei drohendem Wetter im Glase wild umher. Doch genug von solchen allgemeinen Angaben, wenden wir uns nun zu den wohlkreditirten Wetterpropheten der Thierwelt. Da sei in erster Reihe der Laubfrosch ge-

nannt, der von Alters her, auf seiner Leiter im Glase thronend, die Würde eines Vaters thierischer Wetterpropheten für sich in Anspruch nimmt. Aber auch, der Thron ist neuerdings sehr in's Wanken gerathen: „Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten . . .“, und das „Wenn die Laubfrösche“ knarren, magst Du auf Regen blicken“ ist von dem Zoologen Lendenfeld als seines Nimbus entkleidet worden. Der Laubfrosch ist ein falscher Prophet. Sein Thron hat nun ein anderes Gethier bestiegen, kein anderer als unser ganz gemeiner — Mistläufer oder Krostler, jenes schwarze glänzende Insekt, das zur Entschuldig seiner unappetitlichen Daseins sich höchstens auf die nahe Verwandtschaft mit dem Starabaes, dem heiligen Käfer der alten Aegypten, berufen kann. Ein weitberbreiteter Glaube behauptet, daß auf einen Abend, da die Mistläufer fliegen, ein schöner Tag folge. Diesen Glauben hat der französische Entomologe Fabre zum Ausgangspunkt seiner Beobachtungen gemacht und sich an drei Monate in der Gefangenschaft gehaltenen Mistläufern überzeugt, daß diese Ansammlung wirklich begründet ist. Die Mistläufer täuschen ihn niemals. Möchten die andern Anzeichen auch noch so ungünstig sein: wenn die Käfer Abends fliegen, gab's einen schönen Tag und umgekehrt. Manchmal, wenn ich glaube, sie würden sich geirrt haben, behielten sie gleichwohl recht. So sahen sie an einem schönen Abend, da nichts ein Unwetter in Aussicht stellte, ganz still in ihrem Glase, und thatsächlich brach in der Nacht ein Gewitter aus, und andern Tags regnete es ununterbrochen. Nach Fabre scheint das elektrische Verhalten der Atmosphäre die Krostler zu beeinflussen. Vielleicht befehlt sich die verehrte Leserin zu der Fabre'schen Mistläufer-Theorie und magt einmal einen Versuch; heißt es doch: wer sich erniedrigt, soll erhöht werden, und wenn der stolze Laubfrosch lügt, warum soll nicht auch einmal der bescheidene Mistläufer die Wahrheit reden dürfen.

Aus den Kriegserinnerungen des Generals von Lignib. schreibt die „Frankfurter Zeitung“: Der Generalstab des in seiner Mobilmachung scheinbar sehr gefährdeten 8. Armee-corps erhielt auf die Anfrage, ob nicht die Brücke bei Saarbrücken zerstört werden sollte, umgehend vom General v. Moltke die Antwort: „Ja nicht, brauchen wir selber!“ — In gleich abkühlender und beruhigender Weise telegraphirte Graf Moltke auf die Meldung, daß an der dänisch-schleswiger Grenze eine Abtheilung Dragoner an die Grenzbahnhöfen gefandt worden sei, um unter Umständen die Eisenbahn sofort zu unterbrechen: „Warum denn, liegt Veranlassung vor?“ Die Dragoner wurden sofort nach der Garnison zurückbeordert.

General v. Manstein, der Führer des 9. Corps, hörte nach den Schlachten von Wörts und Spichern, daß sich in St. Ingbert Verdunnde des 77. Regiments, d. h. von dem Regiment befanden, bei welchem sein Lieblingssohn als Hauptmann stand. Er ging mit dem Major v. Bronhart durch die Häuser und fand auch bald einen 77er schwerverwundeten Unteroffizier. Der General fragte:

„Kennen Sie den Hauptmann von Manstein?“

Der Unteroffizier erwiderte mühsam mit weit aufgerissenen Augen: „Gewiß, mein Compagniechef!“

General v. Manstein fragte langsam weiter: „Wissen Sie, wie es ihm geht?“

Die Antwort lautete: „Es geht ihm gut, er ist als Held gestorben.“

Der General gab dem Unteroffizier die Hand und sagte: „Es freut mich, daß Sie das aussprechen, es war mein Sohn!“

Der Erzähler, General v. Lignib, fügt hinzu: „Diese Szene in ihrer Einfachheit und Größe würde dem Plutarch zur Zierde gereichen, ein Held des Alterthums hätte nicht grobhartiger seinen Verlust auffassen können. Seit jenem Tage beherrschte uns — Manstein war eine strenge und ernste Natur, der als Vorgesetzter von sich und seinen Untergebenen sehr viel verlangte und mehr gefürchtet als geliebt war — eine solche Ehrfurcht, daß wir manche Raubeit und übertriebene Schärfe mit Gleichmuth hinnahmen.“

Vom Maler Werdschlagin berichtet Lignib aus dem russisch-türkischen Feldzuge: „Der durch seine Bilder aus Centralasien berühmte geordnete Maler war eine Zeit lang bei uns; wir haben ihn aber nie zeichnen oder malen sehen. Er war ein angenehmer, etwas verschlossener und farftaffischer Gesellschaftler, im Feuer ruhig und gleichgültig; für Feldzugs-Remonstrieren hatte er nur Hohn und Getingelung.“

Beleidigung. Besucher: „So, Ihr Bruder ist Student? Er trägt aber doch keine Couleure!“ Schwester: „Nein, er studirt bloß.“

Galgenghumor. Schusterjunge (ber von seinem Meister gebeutel wird): „Ach, Meister, ich jlaobe, Sie benötigen meine Ohren als Mustelthärter!“